

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

36 (11.2.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 6

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 36

Nr. 6

Samstag, den 11. Februar

1928

Wilhelm Schäfer

Zum 60. Geburtstag des Dichters

Von Will Scheller

Wie ein Mensch durch den Willen allein, dessen Kraft freilich von dem vor seiner Geburt schon wirklichen Schicksal samengelegt in ihn gelegt wurde, dazu gelangen kann, nicht nur sein schöpferisches Wesen zu behaupten, sondern auch aus diesem Wesen heraus eine geistige Welt zu formen, die völlig eigen und für lange Dauer geartet ist — dafür bietet die Entwicklung des Dichters Wilhelm Schäfer ein Beispiel von besonderer Würde. Im kurhessischen Ottraun am 20. Januar vor 60 Jahren geboren, fand er sich zunächst gezwungen, auf die Heimat zu verzichten, die seiner Familie durch viele Geschlechter hindurch im vollen Wortsinne angestammt war; im fremden Rheinland eine harte Kindheit, die des eben nicht Bodenständigen sowohl wie des auch sonst äußerlich nicht Begünstigten erlebend, mußte er sich eine Heimat, wie sie den Menschen sonst mit der Wärme familiären Zusammenhangs umgibt, erst erkämpfen und erleben, womit seinem Willen die erste strenge Schule gegeben war, eine Erziehung des Herzens, die mehr oder weniger unbewußt an der Formung auch seines geistigen Charakters beteiligt war.

Bewußter schon und insofern wohl auch schmerzhafter dürfte die zweite Stufe dieses Aufstiegs erlebt worden sein. Schäfers schöpferische Begabung hat sich zuerst in einem Trieb zur sichtbaren Wiedergabe von Eindrücken und Vorstellungen geäußert: in früher Reizung zum farbigen Scherenschnitt zeigte sich ein ausgeprägter Sinn für die Möglichkeit, Wesentliches in scharfem Umriss auszudrücken. Da kam es nicht wundernehmen, daß fürs erste die Idee des bildenden Künstlers als eine Art von Ziel vor der Berufswahl umherpulte, und der Dichter erzählt selbst in seinem aufschlußreichen „Lebensabriß“, wie ihm dann die Laufbahn des Lehrers insgeheim nur als ein Umweg erschien, später irgendwie vom Rathgeber zur Staffelei zu gelangen.

Was er aber so als einen Schatzzug dem Schicksal gegenüber betrachtete, wandelte dieses zur Enthüllung gerade dessen um, was es mit dem Lehrer wider Willen vorhatte, zur Enthüllung nämlich des in ihm bis dahin schlummernden Dichtertums, die aber nicht aus einem etwa unbewußt gewordenen Drang, zu sprachlicher Äußerung gebohrnen wurde, sondern durch eine zufällige Übung nach dem Vorbild von Björnsöns Vänergeschichten: wie sie den Verfasser selbst, der eine Art von Spiel unternommen zu haben glaubte, in ihrem Gelingen überraschte, und ihm gleich beim ersten Versuch, an die Öffentlichkeit zu geben, Erfolg eintrug, das ist nicht nur als Geschick, als „Wink des Schicksals“ bedeutsam, sondern auch insofern, als in diesem ersten dichterischen Unternehmen die vom bewußten Willen gelenkte, bei aller Deutlichkeit apollinische Gestaltungsweise Schäfers schon deutlich genug sichtbar geworden ist.

Sie, die heilige Nüchternheit des Künstlers, ist in der Folge der Reifern des Willens geblieben, der in den Dichtungen Wilhelm Schäfers einen mehr und mehr in den Vordergrund des zeitgenössischen Schrifttums rückende Gestalt angenommen hat. Die Schulung dieses Willens in harter Mühsal und strenger Jugend, seine beständige Verweisung auf das Wesentliche in ihm selbst, das ihn wohl oft widerborstig mochte erscheinen lassen, hat seinen Schöpfungen jenen gesammelten Ernst verliehen, der die Bewußtheit des künstlerischen Formens nicht als ein verantwortungsfreies Spiel des Geistes erscheinen läßt, sondern als eine Angelegenheit von sittlicher Bedeutung.

Das Amt des Dichters wird von Wilhelm Schäfer — der nach vergänglichem Dasein im verführerischen Tempel des Theaters der erzählenden Prosa, trotz anfänglicher bitterer Erfahrungen mit Buchverlegern, treu blieb — mit der ganzen Würde eines Anwalts nationaler Geisteswerte aufgefaßt. So wenig für ihn der Sinn des Erzählens in der Unterhaltung liegt, so wenig gilt ihm eine peripherische Milieuschilderung, wie sie der Naturalismus wollte, noch auch die zerfallende Stimmungskunst lyrischer Prosa. In dem naiven Wunsch vielmehr des Lesers, das Gute über das Böse triumphieren zu sehen, fühlt er ein ästhetisches Grundgesetz, einen tieferen „Weg“ der Dichtung, der in ihren größten Werken immer erfüllt worden ist, die Gestaltung nämlich einer höheren, unvergänglichen Wahrheit, die einer niederen, vergänglichlichen Wirklichkeit die Wage zu halten hat. Für die Gestaltung solcher Wahrheit in der Wirklichkeit des Lebens ist die Novelle die gegebene Form, und innerhalb ihrer ist es nicht die an Abfäulungen in die Gebiete der szenischen und seelischen Schilderung reiche Art der neuzeitlichen Erzählung, die ihm als Vorbild dienen konnte, sondern die Sachlichkeit des alten Johann Peter Hebel, der bei aller Schnurrigkeit und Vehementheit doch den rechten Ton meißerte, der, von Geschwätzigkeit weit entfernt, dem Leser „den geradesten Weg durch die Vorgänge“ zeigt und seine Geschichten vom ersten bis zum letzten Satz mit Handlung anfüllt, mit einer Handlung zumal, die nicht nur das einmal geweckte äußere

Interesse, sondern auch die innere, die sittliche Anteilnahme befriedigt.

„Die wirkliche Erzählung“, sagt Schäfer, „will aus dem Papier das Wort und die Sprache lebendig werden lassen. Sie will dem Leser etwas anderes geben als die rasch verschlungene Gegenständlichkeit: sie ist, wenn das Bild erlaubt wird, ein Rosenkranz, der Perle für Perle abgeteilt werden muß. Vom ersten bis zum letzten Satz ist sie zu einer Schnur gereiht, darin jeder Satz dem anderen die Führung weitergibt, um eben dadurch unlösbar und selbständig zu sein. Nur so, indem jeder Satz, klanglich wie gedanklich, ein selbständiges Gebilde ist, und doch dem Ganzen rhythmisch untertänig, ist die Erzählung fähig, Wort und Sprache für das Ohr zu werden, dem sie gehört.“ Diese programmatischen Sätze sind ein bereitetes Zeugnis dafür, daß das Verhältnis Schäfers zu Hebel nicht das eines Nachahmers ist. Schäfers „Anekdoten“, mit denen der Dichter eine lang verschüttete gewesene Wirkungskraft deutscher Prosa zuerst wieder belebt hat, sind in der Tat gewichtigere Schöpfungen als die treuerzigen Geschichten des rheinischen Kaldemannes, und gar in Schäfers „Novellen“, in den „Rißgeschichten“, in der „Unterbrochenen Rhein-fahrt“ und in „Hölderlins Einkehr“ zumal erhebt sich das in vieljähriger, bewußter Selbstzucht erzielte Können zu einer novellistischen Meisterkraft, die weder an szenischer Schilderung noch an stimmungsmäßiger Darstellung irgend Wünsche wertvoll erfüllt läßt und auch die größer angelegten Romanwerke an einheitlicher Wirkungskraft erheblich übertrifft.

Der Krieg, der so mancher schöpferischen Entwicklung zum Schicksal wurde, ist auch an diesem Dichter nicht eben spurlos vorübergegangen. Seine Erschütterung hat in ihm das latente Bewußtsein von der nationalen Aufgabe des Dichters, von der Bedeutung des dichterischen Werks für die Volksgemeinschaft feurig belebt. Aus dieser Erschütterung wuchsen die „Dreizehn Bücher der deutschen Seele“, in Einzelheiten historischer, politischer und konfessioneller Anschauung gewiß anfechtbar, im Ganzen aber ein Werk, das einem persönlichen Bekenntnis des Dichters in überzeugender Weise entspricht: „So ist mein Volk meine Kirche, seinen Dienst an der Menschheit Würde in meinem Werk lebendig und rein zu erhalten, mein Amt.“ Denn eben in diesem Werk betätigt ein einzelner die Selbstbestimmung über das deutsche Schicksal, die der Gesamtheit so bitter nottut. Daß er mit dem ganzen Umfang seines Schaffens zur Förderung dieser nationalen Notwendigkeit wesentlich beigetragen hat, ist sicher nicht das geringste, was Wilhelm Schäfer als Wirkung zielgestraften Willens an seinem sechszigsten Geburtstag mit Zug sich eingestehen darf.

Die geistige Lage Chinas

Von Dr. Hans Driehs,

Professor der Philosophie a. d. Universität Leipzig

Die geistige Lage Chinas seit dem Beginn dieses Jahrhunderts ist von einer Art, wie sie noch niemals in der Geschichte da war: die älteste Form der Kultur kommt mit jüngster Kultur ganz plötzlich in unmittelbare Berührung, aber nicht mit jüngster Kultur als einem in sich einheitlichen und gleichförmigen Gebilde, sondern mit zwei verschiedenen Formen jüngster Kultur, welche in Verhältnis zueinander äußere Gegensätze sind. So kämpfen denn in China gewissermaßen drei Ideale um das russische Ideal.

Zwar „kämpft“ das altchinesische Staats- und Kulturideal kaum mehr im eigentlichen Sinne des Wortes; denn in dieser alten reinen Form ist es gar nicht mehr vorhanden. Fast kein gebildeter Chinese will das Kaiserreich wieder haben, keiner sicherlich will es in der alten Form der Herrschaft des „Himmelssohnes“, wobei sogar die Frage, ob Chinese oder Mandschu, zurücktritt. Geblieben freilich sind ja vom Alten viele Grundgedanken der konfuzianischen Ethik. Aber die kämpfen nicht. Die sind einfach da, fest eingewurzelt durch Tradition und Erziehung; und es ist außer Zweifel, daß, wie auch die Zukunft Chinas sich gestalten möge, die Grundlage des Neuen gewisse konfuzianische Züge tragen wird, vielleicht ohne daß ihre Träger das klar erkennen. Und das wird gut sein. Denn die konfuzianische Ethik hat vieles vom höchsten ewigen Wert gesehen, und sie hat dazu, im Gegensatz leider zur christlichen, das Volk bis in seine tiefsten Schichten wirklich zu beeinflussen, sittlich zu bestimmen vermocht. Ohne sie wäre das heutige chinesische Chaos noch zehnmal wirrer, als es ist.

Set es mir erlaubt, ein Beispiel zu bringen, für den Einfluß, den noch heute der alte Kung-fu-tze auch auf junge moderne, sehr moderne Chinesen hat: Wir waren mit unseren chinesischen Freunden in Chi-fu, dem Ort, wo Kung-fu geboren und gestorben ist: Unsere Begleiter, Träger des amerikanischen akademischen Titels M. A. verbeugten sich vor dem Bild des großen Mannes im Gedächtnistempel dreimal, und als uns ein Nachkomme Kungs, ein einfacher Gymnasiallehrer, zum Freit-

tag einlud, waren unsere Begleiter ganz ergriffen von dieser Ehre, und gerade der modernste rief aus: „Ich hätte nie geglaubt, daß ich je mit einem Kung würde speisen dürfen.“

Also die alte sittlich-kulturelle Basis ist noch da, bei vielen vielleicht unterbewußt. Wir hoffen, daß sie dem Wesentlichen nach erhalten bleibe. Sie kann das, wie wir meinen, ohne Schwierigkeit. Denn der Konfuzianismus ist, wenn man ihn überhaupt eine Religion nennen will, jedenfalls eine Religion ohne Dogmatik; irgend ein irrationeller Glaube wird seinem Vertreter nicht zugemutet.

Kämpft also heute das, was sich von Michinesischem mit Recht erhalten hat, nicht eigentlich, so kämpfen um so schärfer in China die beiden Ausprägungen des Neuen, die wir kurz als Amerika und Rußland bezeichnen können. Sieht sich doch auch Europa, obgleich nicht so ganz unmittelbar wie das heutige China, in diesen Kampf gestellt; und es wird sich doch auch Europa in naher Zukunft hier zu entscheiden haben, will man den Staatssozialismus und sieht man im Individuum ein bloß ausführendes, unselbständiges Glied, oder bejaht man das Individuum, im Vertrauen auf die Harmonie der Welt und in dem Glauben, daß das wahrhaft Ethisch-Soziale sich aus den Anlagen der Individuen heraus schon von selbst gestalten werde? Das ist die große Frage, in welcher ich rückhaltlos bekenne, auf der zweiten, der amerikanischen Seite zu stehen.

Als ich in den Jahren 1922 und 1923 in China war, fand ich die akademischen Kreise des Landes, mit denen ich vornehmlich in Berührung kam, in ihren Ansichten geteilt. Das Jangtsetal mit seinen intellektuellen Zentren Nanking, Wuchang, und Shanghai war amerikanisch, Peking und der Süden waren staatssozialistisch eingestellt. Erklärten doch bei der Ausfüllung vorgelegter Fragebogen 450 von 600 Studenten der Peking-er Reichsuniversität, Lenin für den größten lebenden Mann.

Welches von beiden Idealen wird siegen? Oder wird eine gewisse Mischung herauskommen? Denn ein echtes reines Drittes gibt es hier nicht. Natürlich würden beide Ideale, das amerikanische wie das russische, chinesisch-konfuzianische Prägung annehmen, denn diese ist wohl unzertrennbar. Insbesondere also würde die terroristische Seite des russischen Volksgewissens und auch zum Beispiel seine amtliche Unterdrückung aller nicht materialistischen Wissenschaft und Philosophie höchstwahrscheinlich weggelassen und auf der anderen Seite würden die spontan sozialistischen Seiten der menschlichen Natur sich wohl rascher durchsetzen, als in dem ursprünglich, jetzt freilich nicht mehr, recht rücksichtslos-individualistischen Amerika. Denn einerseits ist China moralisch und intellektuell zu gebildet, um Terror und philosophische Staatsbevormundung zu dulden, und andererseits ist es eben altes Kultur- und nicht neues Kolonialland.

Muß der Ausgang der eigentlich innerstaatlichen Fragen des jungen China heute als durchaus unsicher bezeichnet werden, so gilt das meiner Ansicht nach nicht von einer anderen Seite der heutigen chinesischen Bewegung: der sogenannten „Fremdenfeindlichkeit“. Ich setze das Wort ausdrücklich in Anführungszeichen, denn es handelt sich nicht um eine Feindseligkeit gegen die Fremden, sondern nur um eine Bekämpfung fremder Übergriffe. Die Fremden, d. h. zumal die Europäer, sind an dieser Lage der Dinge selbst schuld. Man kann es wahrlich verstehen, daß die Chinesen Serren in eigenen Hause sein und sich fremde Gerichtsbarkeit, fremde Polizei und fremde Zollkontrolle nicht gefallen lassen wollen. Und dazu die vielen drückenden und demütigenden Kleinigkeiten, wie z. B. die, daß Chinesen die Parks Shanghais in chinesischer Tracht nicht betreten dürfen, wie wir es selbst mit unseren chinesischen Freunden erleben.

Sie werden die Chinesen siegen; und je eher die Europäer das begreifen, um so bequemer für sie selbst.

Das sonst politisch so weise England hat hier schon zu lange gezögert. Wir Deutschen sind gut daran, weil uns höhere Gewalt in Form des verlorenen Krieges zur richtigen Zeit um unsere „Rechte“ brachte. Der Deutsche steht heute besser als irgend ein Europäer in China da, weil er eben keine Vorrechte hat.

China strebt hin zu nationaler Einigkeit, Ordnung und Ruhe. Es wird erreichen, was es erstrebt, sei es in dieser Form oder in jener. Aber hüten muß sich unseres Erachtens das junge nationale China vor zwei Gefahren:

Die erste Gefahr bedroht es im Falle eines Sieges des staatssozialistischen Ideals. Da muß es sich hüten, allzu russisch, d. h. terroristisch zu werden. Daß es davor seine alte anerzogene Kultur höchstwahrscheinlich bewahren wird, haben wir schon gesagt.

Viele bei uns haben seinerzeit die russische Revolution als den Sieg eines religiösen, eines tollkühnen Sozialismus begrüßt, — und dann schuf man die rote Armee, verfolgte alles Religiöse, und stampfte die Werte Tolstois ein!

Chinas Kultur ist, so meinen wir, zu tief, um uns ein ähnliches noch einmal erleben zu lassen.

